

Liebe Gemeinde!

Äußerlich ist es so einfach: Menschen stehen im Kreis. Sie bekommen ein Stück Oblate oder Brot und essen das. Sie bekommen einen Schluck Wein oder Traubensaft und trinken es. Je nach örtlicher Sitte drücken sie einander die Hand und werden am Schluss mit einem Segen verabschiedet.

Ich rede natürlich vom Abendmahl. Es ist eigentlich eine einfache Handlung. Aber gerade das Einfache kann sehr tief gehen. Als Student bin ich nach meiner Erinnerung das erste Mal so mit anderen zusammengestanden und habe in dieser Form das Abendmahl mitgefeiert. Es hat mich bewegt. Ganz verschiedene Menschen waren wir, auch ausländische Studenten, und standen doch im selben Kreis. Im Abendmahl geschieht etwas Wichtiges für unsere Gemeinschaft. Wir sind im Namen Jesu Christi versammelt. Wir essen und trinken gemeinsam. Wir merken: Wir sind miteinander verbunden und auch in unserem christlichen Glauben verbunden. Diese Verbundenheit kann man auch Liebe nennen.

Im Römerbrief, im 13. Kapitel, ruft uns der Apostel Paulus zur Liebe auf:

*Seid niemandem etwas schuldig, außer dass ihr euch untereinander liebt; denn wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt. Denn was da gesagt ist (2. Mose 20,13-17): »Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht begehren«, und was da sonst an Geboten ist, das wird in diesem Wort zusammengefasst (3. Mose 19,18): »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung. Und das tut, weil ihr die Zeit erkannt habt, dass die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf, denn unser Heil ist jetzt näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen. So lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts.*

Das klingt so einfach wie das Abendmahl: Liebt einander! Die Liebe fasst hier alle Gebote zusammen, in denen es um das Verhalten zu den Nächsten geht. Die Liebe zählt. Wir stehen am Anfang der Adventszeit. Wir gehen auf Weihnachten zu. Man nennt Weihnachten auch das „Fest der Liebe“. Viele bereiten sich auf dieses Fest der Liebe vor. Sie schnüren Pakete für Hilfsbedürftige. Sie haben Briefe von wohlthätigen Organisationen bekommen und spenden etwas. Sie laden Freunde und Verwandte ein. Sie backen Plätzchen nicht nur für sich selbst. Liebe ist kein leeres Wort. Diese Christen tun wirklich etwas für andere.

Liebt euch untereinander! Immer wieder wird dieses Gebot von Paulus in die Tat umgesetzt. Aber es bleibt auch ein Gefühl, dass wir nicht genug tun. Dass es nicht reicht. Wir könnten noch mehr tun. Vielleicht haben wir jemanden übersehen. Wir könnten noch mehr spenden. Wir könnten noch jemanden besuchen, an den wir bisher nicht gedacht haben.

Nicht alles ist nur Liebe. Wir erleben und tun auch anderes im Zusammenleben. Wir fahren in die Stadt. Dort laufen wir gleichgültig, manchmal auch gestresst durch Straßen und Weihnachtsmärkte. Wir blicken auf das, was wir einkaufen wollen. Viele Menschen, die wir sehen, sind uns eigentlich egal. In den Nachrichten und im Internet erfahren wir noch Schlimmeres. Da hören wir von blankem Hass. Da drohen Menschen anderen mit dem Tod – weil sie eine andere Einstellung haben, weil sie in irgendeinem Punkt anders sind als sie selbst. Und manchmal geschieht es auch. Sie greifen andere an. Manchmal ermorden sie auch andere. Warum bleiben Menschen anderen immer wieder die Liebe schuldig?

Die Antwort liegt schon im Gebot: *»Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.«* Ja, wenn ich mich selbst nicht lieben kann, wie soll ich dann andere lieben? Ich habe nicht viele Rechtsextreme kennengelernt; aber die ich gekannt habe, die waren eher labil. Nicht immer hatten sie eine Arbeit. Sie strotzten nicht gerade vor Selbstbewusstsein. Möglicherweise fühlten sie sich selbst eher am Rand. Dass jemand andere ausgrenzt, weil er sich selbst ausgegrenzt fühlt, kann ich verstandesmäßig nachvollziehen.

Manchmal liegt es auch am „wie“: „wie dich selbst“. Wenn ich „wie“, sage, begeben mich mit den anderen auf eine Ebene. Dann zeige ich, dass man uns beide irgendwie vergleichen kann. Aber das will ich nicht, wenn ich andere nicht lieben kann. Dann sehe ich die anderen gerade nicht wie ich. Dann suche ich die Unterschiede. Dann behaupte ich: Die anderen sind weniger wert oder wenigstens ganz anders als ich. Ich finde, das kann uns allen passieren. Wir vergleichen und unterscheiden: Der hat ein

teureres Auto. Die ist keine Einheimische. Bei der fehlt es an der Bildung. Der hat zwei linke Hände und kann keinen Wasserhahn reparieren. Die haben einen anderen Glauben als wir.

Ich meine: Wir alle denken irgendwann so. Wir können uns dabei ertappen, auch wenn wir gerade ein Päckchen für „Weihnachten im Schuhkarton“ geschnürt haben. Für die ersten Christen gab es *einen* großen Unterschied: Sie waren Christen, und alle anderen nicht. Der Rassismus scheint damals weniger ausgeprägt gewesen zu sein als – sagen wir mal – als vor 1945. Aber es gab schon Unterschiede, manchmal auch deutliche Unterschiede, und das auch innerhalb der christlichen Gemeinde. Die Ausgrenzung der anderen zu ertragen und in der Gemeinde mit den Unterschieden zu leben, das war die große Aufgabe der frühen Christen. Die Ermahnung des Apostels war nicht überflüssig: „*Seid niemandem etwas schuldig, außer dass ihr euch untereinander liebt*“.

Das müssen wir uns einmal auf der Zunge zergehen lassen! „*Seid niemandem etwas schuldig...*“: Wir sind anderen also nur die Liebe schuldig. Das „nur“ müssen wir allerdings mit dicken Anführungszeichen versehen! Wir sind die Liebe schuldig. Das klingt in meinen Ohren doppeldeutig: Die Liebe ist eine Schuld. Sie ist eine Pflicht, die wir erfüllen. Und dann *ist* sie erfüllt. Aber dann kommt der nächste Nächste. Dann kommt die nächste Situation, in der meine Liebe gefragt ist. Dann kommt das nächste Mal das unbestimmte Gefühl: Ich habe nicht alles falsch gemacht, aber es fehlt noch etwas. Das Gefühl trägt uns nicht. Wir haben an einem Punkt unsere Schuldigkeit getan; aber wir sind die Liebe weiterhin schuldig. Wir sind mit der Liebe nie fertig.

Heißt das: Wir müssen noch mehr Päckchen schnüren, noch mehr Geld spenden, noch mehr Besuche machen, noch mehr Leute einladen? Manchmal kann es das heißen. Aber nicht unbedingt. Ich muss ja auch zu mir selbst kommen. Es ist gut, dass ich mich selbst finde, damit ich auch zum anderen finde. Wenn die Sache mit der Selbstliebe geklärt ist, *dann* kann ich sie auch mal vergessen und mich ganz anderen zuwenden. Das kann also heißen: Heute Nachmittag, am Adventssonntag, nehme ich mir mal gar nichts vor. Ich komme zur Ruhe. Ich finde zu mir selbst. Ich entdecke, dass ich schon geliebt bin. Wir sind mit der Liebe nie fertig. Dass es so ist, das ist für mich kein Zufall. Das hat Liebe so an sich, dass sie nie fertig ist. Solange jedenfalls, wie sie Liebe bleibt und nicht in Hass oder Gleichgültigkeit umschlägt. Nach vorne ist die Liebe offen und hört nimmer auf. Woher ich das weiß? Ja, auch das kann man bei Paulus nachlesen. Aber woher kommt die Liebe, mit der wir nie fertigwerden? Da muss ich von Gott sprechen. Da muss ich von Jesus reden. Bei ihm sehe ich eine Liebe, die nicht aufhört. Eine Liebe, die sich selbst verzehrt, wie eine Kerze sich verzehrt, wenn sie abbrennt und Licht gibt. Eine Liebe, die den Weg zum anderen findet. Eine Liebe, die sogar über den Tod hinausgeht.

Eine solche Liebe werden wir nie zu 100% leisten können. Auch bei vorbildlichen Christen werden wir irgendeine Kleinigkeit finden, die wir an ihm aussetzen können. Es geht ja um die Frage: Woher kommt die Liebe, mit der wir nie fertigwerden? Sie kommt vom Himmel. Sie kommt von Gott. Sie kommt in Jesus Christus. Sie brennt wie ein Licht in der Dunkelheit und hört nie auf. Dieses Licht kommt auf uns zu. Diese Liebe wird uns geschenkt. Wir dürfen sie uns gefallen lassen.

Dieses Licht haben die ersten Christen sehr nahe kommen gesehen. Paulus schreibt: „*Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen. So lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts.*“ Von „Waffen“ redet Paulus. Es gibt also eine Auseinandersetzung mit dem, was nicht Liebe und nicht Licht ist. Christsein im Advent heißt also nicht, Liebe als eine Überschwemmung mit lauter Zuckerguss zu erfahren. Den Zucker gibt es auf den Plätzchen und in unserem Körper, wenn wir zu viel davon essen. Christsein im Advent heißt: Ich schaue auf den, mit dem die Liebe und das Licht kommt. Ich schaue auf Jesus Christus. Ich bin wach. Ich sehe, was um mich los ist. Ich sehe, mit welchen Menschen ich zu tun habe.

Im Abendmahl ist das alles da: Wir schauen auf Jesus Christus. Brot und Kelch sind ein Sinnbild für seine Liebe. Sie wird nie fertig. Sie geht an uns weiter. Wir nehmen davon. Wir geben weiter. Wir teilen. Wir gehen wieder. Wir wissen und hoffen: Die Liebe hört nicht auf. Bis zum nächsten Mal. Bis zum nächsten Abendmahl.

In unserer Zeit gibt es so manche Probleme, die Menschen die Hoffnung rauben: Wie geht es weiter mit dem Klima? Mit dem Zusammenleben? Wie entwickeln wir uns weiter und bleiben doch wir selbst? Das sind Fragen ohne Ende. Fragen, die erst die Zukunft beantwortet. Unser Glaube sagt: Die Zukunft ist nicht düster. Der Tag bricht an. Ein silberner, ein goldener Streifen erscheint schon am Horizont. Jesus Christus kommt auf uns zu. Seine Liebe hat kein Ende. Wir dürfen darum hoffen. Wir dürfen darum Liebe nehmen und Liebe geben. Gehen wir damit in die Adventszeit! Amen.

LIEDER: 1,1-2; 11,1-5; 16,1-4; 538,4; Austeilung: 218; 1,5